

Spaziergang am Nachmittag

Kurt Ehrendorfer

Gero klopfte an der Tür. Er wartete, lauschte, doch im Zimmer regte sich nichts.

Vorsichtig drückte er die Klinke. Falls Silvia schlief, wollte er sie nicht wecken.

Sie saß auf dem Bett und schaute aus dem Fenster.

„Wollen wir uns auf den Weg machen?“, fragte Gero.

Silvia sah weiter zum Fenster hinaus, hinüber zu dem alten, geklinkerten

Aussichtsturm, der aus dem Wäldchen hinter der Klinik ragte. Sie saß, wie zu Stein erstarrt, kerzengerade aufrecht, die feine Nase ein wenig angehoben.

Auf dem Nachttisch neben dem Bett stand ein gerahmtes Foto. Es war Gero schon beim letzten Besuch aufgefallen. Das Bild zeigte ein Mädchen, das breitbeinig und die kleinen Arme in die Seiten gestemmt auf einer Wiese stand, bis zu den Knien in einem Meer aus weißen Kugeln von abgeblühtem Löwenzahn.

„Ist das Ihre Tochter?“, fragte Gero.

„Ja, das ist Astrid.“

„Darf ich es mir ansehen?“

Er ging mit dem Bild zum Fenster. Das Mädchen grinste über das ganze Gesicht, mit einem Grübchen in jeder Backe. „Ein aufgewecktes Kind“, sagte Gero.

Einen Augenblick strahlten Silvias Augen, als könnte sie die Welt umarmen. „Ist schon eine Weile her, dass das Bild gemacht wurde - auf einem Urlaub in den Bergen.“ Ihr Blick verschleierte sich wieder. Sie stand auf und streckte die Arme, die Hände zu einem Knäuel verknotet.

„Wie alt ist sie jetzt?“ Gero stellte das Bild zurück.

„Vierzehn.“

Gero sah auf die Uhr.

„Ich glaube, es ist Zeit. Wir sollten gehen, damit wir noch bei Tageslicht zurück sind.“

„Wie weit ist es bis zum See?“ Sie langte unter das Bett und holte ein Paar Wanderschuhe hervor.

„Etwa eine Stunde.“

Sie gingen hinunter in den Park. Die Sonne stand knapp über den Bäumen und tauchte das Herrenhaus, in dem sich die Klinik befand, in ein warmes Licht. Der Kiesweg, der vorbei an dem Trakt mit der Entgiftungsstation zur Straße führte, war mit Herbstlaub bedeckt.

Sie folgten der Straße nach Raguth. Auf den Feldern stolzierten Krähen die frisch gepflügten Furchen entlang, drehten die Köpfe hin und her, beäugten die aufgeworfenen Schollen, und stießen, wo sie einen Wurm oder Engerling vermuteten, den Schnabel in die Erde.

„Wo ist Ihre Tochter jetzt?“

„Ich habe mich nie um sie gekümmert.“

„Hätten Sie das denn gekonnt?“

„Ich weiß nicht. Wenn nicht diese verdammte Depression gewesen wäre.“ Sie biss sich auf die Lippen. „Sie ist bei Pflegeeltern untergebracht.“

„Haben Sie noch Kontakt?“

„Ich schreibe alle paar Wochen, aber sie antwortet nicht.“

„Jugendliche haben ihren eigenen Kopf.“

„Sie will nichts mehr von mir wissen.“

Bei Raguth verließen sie die Straße und bogen nach rechts in den Wald. Die Bäume streckten gottergeben die nackten Zweige in den Himmel, der gefrorene Boden knirschte unter den Sohlen. Silvia setzte jeden Schritt mit Bedacht, als wäre das Gehen etwas Neues für sie. Sie war dabei, sich an das Leben ohne Alkohol heranzutasten, es zu erkunden wie fremdes Terrain. In den Monaten nach dem

körperlichen Entzug glichen die Bewohner von Schloss Tessin ausgesetzten Kindern, jeder Tag war ein Wagnis, verlangte die Bereitschaft, sich einzulassen auf das hässliche, das ungeschönte Leben, auf Gefühle von Schuld, Trauer und Angst, die es zu ertragen und anzunehmen galt.

„Ab und zu ruft der Pflegevater in der Klinik an“, sagte Silvia. „Aber man stellt ihn nicht zu mir durch. Er redet nur mit Doktor Brach.“

„Sie könnten selbst bei den Pflegeeltern anrufen und mit Astrid sprechen.“

„Ich weiß nicht.“

„Wenn Sie wollen, rufe ich an und Sie stehen daneben und hören zu.“

Sie fiel ein paar Schritte zurück, das Thema machte ihr zu schaffen. Gero blieb stehen und wartete. Er war weder Anführer noch Therapeut, bloß Praktikant auf Schloss Tessin und Student der Psychologie, kein Wunderheiler oder Alleskönner, niemand war das, der einzige Therapeut war das Leben selbst, und das Leben machte alle gleich, schwach, verletzlich, bedürftig.

Silvia wirkte müde, unter ihren Augen hingen bleiche Sichel.

„Vorne, bei der Brücke, machen wir Rast“, sagte Gero. „Okay?“ Im Wald war es still, nur ab und zu raschelte es im Laub.

Sie erreichten die Brücke über die Schilde. Das Holz war mit Flechten überzogen, es war rutschig und roch nach Moder. Auf dem Bach trieben Birkenblätter, drehten sich im Kreis, wurden von der Strömung erfasst und unter die Brücke gezogen. Irgendwann würden sie ihre Farbe verlieren und zerfallen und, wer weiß, eines Tages einem Sämling die Kraft geben, sich zu einer Blume oder einem Strauch zu erheben.

„Ich habe auf allen Linien versagt“, sagte Silvia.

„Das glaube ich nicht.“

„Wissen Sie, was das Problem mit der Abstinenz ist?“

„Was denn?“

„Man ist schockiert, wie weh das Leben tut. Diese Niedergeschlagenheit. Und die Frage, ob das so bleibt. Ob das jetzt das Leben ist. Ob die Traurigkeit bleibt, bis ich tot bin. Und wenn sie bleibt, wie das auszuhalten ist?“

„Nichts bleibt, wie es ist. Kennen Sie den Ausspruch der alten Griechen? Alles fließt. Alles ist in Bewegung. Kein Tag gleicht dem anderen.“ Gero hob einen Zweig auf und warf ihn über das Geländer ins Wasser. „Umarmen Sie Ihre Trauer wie ein weinendes Kind. Wenn die Dunkelheit in Ihnen aufsteigt, jagen sie sie nicht fort. Sehen Sie dem Schmerz in die Augen, laden Sie ihn zum Essen ein, schauen Sie ihn genau an, erforschen Sie ihn, ohne sich darunter zu begraben. So verliert er an Kraft.“

Eine aufgeschreckte Amsel zwängte sich schimpfend durch das Unterholz und flatterte davon.

„Umarmen Sie sich selbst. Nehmen Sie die Trauer an, weisen Sie sie nicht zurück, sie ist kein Makel und kein Versagen. Sie ist Bestandteil jedes Menschen.“

„Aber die anderen sind doch glücklich.“

„Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Ich glaube, die meisten Menschen sehen denselben Elefanten wie Sie, mitten im Wohnzimmer. Manche wollen ihn ignorieren, andere versuchen ihn zu töten, aber das funktioniert nicht.“

„Welchen Elefanten?“

„Das Leid, das das Leben mit sich bringt. Jeder sieht es und schweigt. Man will stark sein vor den anderen. Niemand will sich eine Blöße geben.“

„Das klingt, als wären Sie auch unglücklich.“

„Würde ich sonst Psychologie studieren?“ Er lachte. „Wollen wir weiter gehen?“

„Ja, gehen wir weiter.“

„Gefällt es Ihnen hier im Wald?“

„Die Bewegung tut mir gut.“

Der Boden war von Fahrradreifen gerillt. Man musste aufpassen, wo man hinstieg, um sich nicht den Knöchel zu brechen. Silvia ging voran, sie hielt sich am Rand, wo der Weg flacher ausgetreten war.

Der Wald öffnete sich und gab den Blick frei auf ein Feld. Dahinter lag eine kleine Ortschaft. Auf einer von einer Steinmauer eingefassten Erhöhung stand trotzig die Kirche von Döbbersen.

„Glauben Sie an Gott?“, fragte Gero.

Silvia fingerte eine Schachtel Zigaretten aus der Hosentasche. „Um ehrlich zu sein, kann ich mir darunter nichts vorstellen.“

„Das kann wohl niemand.“

„Und wenn es ihn gibt“, Silvia steckte eine Zigarette zwischen die Lippen, „dann hatte er bis jetzt keinen Kontakt mit mir.“ Die Zigarette wippte beim Sprechen.

Silvia knipste das Feuerzeug an und verzog den Mund. Sie nahm einen tiefen Zug und stieß den Rauch aus. „Glauben Sie an ihn?“

„Es wäre schön, wenn es ihn gäbe“, sagte er.

„Warum? Was würde seine Existenz für einen Unterschied machen?“

„Vielleicht keinen. Vielleicht aber doch. Wer weiß.“

„Jetzt kapiere ich gar nichts mehr.“ Mit zusammengekniffenen Augen sog sie an der Zigarette. Das Nikotin machte sie stark.

Sie gingen weiter. Von den Bäumen hingen bartähnliche Algen, die Stämme waren auf der Wetterseite nass, man spürte die Feuchtigkeit bei jedem Atemzug.

„Was bedeutet Ihnen am meisten im Leben?“, fragte Gero.

„Meine Tochter.“

„Wie oft denken Sie an sie?“

„Ziemlich oft.“

„Jeden Tag?“

„Ja, klar.“

„Schon beim Aufwachen?“

„Ja, wegen des Fotos auf dem Nachttisch. Ich sehe das Foto, wenn ich aufwache.“

„Und wenn Sie sich niederlegen?“

„Dann seh' ich es auch.“

„Sie denken gerne an Astrid?“

„Sonst hätte ich kein Foto stehen.“

„Und für Ihre Tochter würden Sie alles tun?“

„Ja, na logisch.“

„Würden Sie ihr eine Niere spenden?“

„Eine Niere?“

Sie kamen auf eine Lichtung.

„Hey, schauen Sie mal“, rief Gero. „Wir sind da.“

Eine Wiese führte hinunter zum See. Ein Graureiher, der am Ufer durch das Wasser watete, erstarrte im Schritt, wendete den Kopf und sah zu den Eindringlingen hinauf.

Gero stellte den Rucksack ab und näherte sich dem Tier. Der Reiher beeilte sich, in das abgetrocknete Schilf zu entkommen. Gero kniete nieder und griff in das Moorwasser.

„Man glaubt es kaum“, sagte Gero, „aber der See ist nur einen Meter tief.“

Irgendwann wird er verlanden.“

„Sie lenken vom Thema ab“, sagte Silvia. Sie kam über die Wiese auf Gero zu, eingehüllt in eine Wolke aus Rauch und kondensiertem Atem.

„Sie haben recht“, sagte Gero. „Wir waren bei Ihrer Tochter.“

„Und bei Gott.“

„Genau. Worauf ich hinaus wollte, ist Folgendes: Nehmen wir an, es gäbe Gott wirklich. Und nehmen wir an, er schliefe in einem Bett. Und neben dem Bett stünde ein Nachttisch. Können Sie sich das vorstellen?“

„Nicht ganz.“

„Dann versuchen Sie es. Schließen Sie die Augen und stellen Sie sich das Ganze vor.“

Sie schmunzelte und schloss die Augen.

„Und?“, fragte Gero. „Was sehen Sie?“

„Ich sehe einen Mann mit weißer Zipfelmütze.“

„Großartig. Und weiter?“

„Nichts weiter.“

„Auf dem Nachttisch neben dem Bett? Was sehen Sie da?“

„Nichts.“

„Das glaube ich nicht.“

„Ich sehe nichts. Der Nachttisch ist leer.“

„Dann sage ich Ihnen, was ich dort sehe.“

„Da bin ich neugierig.“

„Auf dem Nachttisch steht ein Foto.“

„Was reden Sie da?“

„Und auf dem Foto sehe ich Sie.“

Silvia prustete vor Lachen. „Soll das ein Witz sein?“

„Überhaupt nicht“, beharrte Gero. „Auf dem Foto – das sind Sie. Schauen Sie mal genauer hin. Sie sind ein Juwel, Silvia, wie alle Menschen, und Gott liebt seine Juwelen.“